

Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel [Schluss folgt]

Autor(en): **Hoffmann, K.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1920-1921)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel.

Von R. E. Hoffmann, Bollikon.

III.

Diese gemeinsame Künstlerreise nach Rom war nun freilich eine genußvollere Fahrt als Vogels Reise nach Wien! Dießmal waren keine griechgrämigen Frauen daran beteiligt und durchkreuzten ihm jeden Wunsch und Willen. Ein besseres Einverständnis herrschte unter den vier Freunden, die nach dem Land der Kunst in heiliger Begeisterung aufbrachen.

Über Wiener-Neustadt, Graz und Laibach, durch Steiermark, dessen Berge Vogel schon einmal im vorigen Sommer kurz durchstreift hatte, und durch Kärnten und Krain eilten sie nach Triest. Hier war es, wo sich ihnen von den hinter Triest aufsteigenden Höhen des Karstgebirges aus erstmals der große neue Anblick des Meeres darbot. „Da lag vor uns der herrliche Meerbusen und das endlose Meer; es war 7 Uhr und die Sonne ging gerade unter — zwar nicht hell, aber doch war diese Stunde göttlich!“ — Jetzt waren sie schon „nahe an der Grenze Italiens!“ In drei großen Etappen wollten sie die heilige Stadt Rom erreichen. Ihr erstes Ziel war Venedig. Da aber der Seeweg von Triest dorthin durch eine englische Flotte blockiert war, mußten sie den längeren und beschwerlicheren Landweg bis Mestre erwählen. Bald trafen sie auf italienische Dörfer, die ganz aus Stein gebaut waren und flache Dächer hatten — sie lagen versteckt in ungeheuern Steinwüsten oder in wogenden Getreidefeldern, in denen alle möglichen Fruchtbäume, Feigen- und Maulbeerbäume gediehen, die durch Nebenguirlanden zu unendlichen Reihen miteinander verbunden waren. Eine große Zahl Gebirgsströme, die von den Alpen dem adriatischen Meere zufließen, mußten mittels Fahren oder auf Brücken überschritten werden. Nachdem einige kleinere altertümliche italienische Städte — Conegliano, Bordenone und Treviso — überholt waren, bestieg die Reisegeellschaft in Mestre eine der bereitstehenden venezianischen Gondeln und fuhr auf dem Kanal nach Venedig. (30. Mai 1810).

Acht Tage lang gab Ludwig Vogel mit seinen Freunden sich den zauberhaften Eindrücken dieser unvergleichlichen Inselstadt hin, auf deren Schwelle sich die üppige Pracht des Orients mit den edelsten Kunstschöpfungen des Abendlandes zu einer einzigartigen strahlenden Wunderwirkung vereinigte. Seit dem frühen Mittelalter, seit den heiligen Kreuzzügen gegen die Türken und Heiden, hatte Venedig, das seine Gründung auf den heiligen Evangelisten Markus zurückführte, seine Kriegs- und Handels Herrschaft, die Orient und Oszident umfaßte, vergrößert. Als „Königin der Meere“ ward es noch im 16. Jahrhundert in einem Gedicht des Neapolitaners Jacopo Sannazaro gefeiert. Auch Goethe brachte 1786 den republikanischen Einrichtungen Venedigs, die er mit den politischen Einrichtungen Berns verglich, noch ein besonderes Interesse entgegen. Seit dem Jahre 1797 aber, wo Napoleons Truppen sich der Stadt bemächtigt hatten, war der letzte blasse Schimmer der politischen Selbständigkeit Venedigs verschwunden. Nachdem es vorübergehend bis 1805 von Osterreich abhängig gewesen, war es später wiederum von französischen Truppen besetzt. Die herrlichsten

Kunstwerke waren durch diese nach Paris verschleppt worden — so „die ehernen Rösse“ vom Dom des San Marco, die aus ersonischer Zeit stammten und von denen der Dichter Platen 1827 in seinen „Sonetten aus Venedig“ meldete: „Sie tragen des korsikan'schen Überwinders Zäume“ — und ebenso waren noch viele andere unschätzbare Kunstdenkmäler verschwunden. Für die prunkhafte Größe der Gemälde der venezianischen Maler Tintoretto und Paolo Veronese, die den üppigen Luxus der einst so reichen und mächtigen Meerbeherrscherin darstellten, fehlte Vogel



Das Tischgebet. Trachten aus dem St. Bern.

und seinen Freunden, die von Deutschland her an eine kleinere Kunst gewöhnt waren, völlig das rechte Augenmaß. Tief ergriffen standen sie dagegen vor den unsterblichen Bildern des Giovanni Bellini, des Tizian und vor der sanften, innigen Kunst des Umbriers Perugino, der Rafaels Lehrer war. Bellini „verdiente wahrhaftig Rafael an die

Seite gestellt zu werden; von Perugino sahen wir Bilder, die aus der Fülle des Gefühls entstanden waren und die uns unsägliche Freude machten! —“

Statt der Vermählung des Dogen mit dem Meere, die alljährlich am Himmelfahrtstage in Venedig gefeiert worden war und die symbolisch „die Herrschaft Venedigs über das Meer“ dem Volke in Erinnerung rief, wurde am Tage nach der Ankunft Vogels und seiner Begleiter die Vermählung Napoleons mit der Tochter des Kaisers Franz I. gefeiert. So erlebten sie ein Wettfahren der Gondolieri und mischten sich unter die Volksmenge, die sich in unzähligen erleuchteten Gondeln, in den Kanälen, auf der Rialto-Brücke, auf dem Markusplatz und an den marmornen Landungstreppen beim Scheine farbiger Papierlaternen und bei Guitarren- und Mandolinemusik die Nacht zum Tag machte. In den nächsten Tagen begaben sie sich nach dem einst so berühmten venezianischen U r j e n a l. Auch dort waren die Trophäen, meist Beutesstücke aus den Türkenkriegen, verschwunden; und nicht genug: auf der Werft wurden fünf Kriegsschiffe gebaut, die die Venezianer auf eigene Kosten für die französischen Sieger herstellen und mit je 70 Kanonen ausrüsten mußten! —

Am 7. Juni wurde die Weiterfahrt angetreten. Als Vogel und seine Freunde bei Mondschein durch die Lagunen und sodann durch die labyrinthisch verzweigten Kanäle fuhren, die die lombardischen Flüsse Etich, Po und Reno miteinander verbinden und die damals noch dem Reiseverkehr dienten, stimmten sie auf dem Verdeck des Kurierschiffes Schillers „Lied an die Freunde“ an:

— — „Prächtiger als wir in unfrem Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!“ — —

Ihr nächstes Ziel war Bologna. Hier hatte ja einst auch G o e t h e vor Rafaels Cäcilienbild bewundernd gestanden — dieses war aber jetzt ebenfalls nach Paris entführt worden, sodaß sie sich mit der Betrachtung der Gemälde P e r u g i n o s und F r a n c e s c o F r a n c i a s, die sie weit über die „Manieristen“ Guercino und Caracci erhoben, begnügen mußten. „In Venedig und Bologna“ ward ihnen, wie Vogel schreibt, „sonnenklar, wie die Kunst erst aus dem Herzen kam und dann Nachahmung und akademisches Studium wurde!“

Auf der Weiterreise über Forli, Pesaro, Rimini und Fano, vermochten sie dem Wunsche nicht zu widerstehen, der G e b u r t s t a d t R a f a e l s, der für alle Maler heiligen Stadt U r b i n o, einen Besuch zu machen und dort ihrem geistigen Vorbilde R a f a e l zu huldigen. Von allen deutschen Malern waren Vogel und seine Freunde die e r s t e n, die diesen Gedanken faßten und in Tat umsetzten! Sie verließen die Straße vor Fossombrone und ritten abseits des Weges drei Stunden weit, bis sie das Herzogtum Urbino und seine Hauptstadt erreichten. Mit welcher Weihe betraten sie das kleine unscheinbare Haus, in welchem einer der größten Maler aller Zeiten geboren war! „In diesem unwürdigen Hause — lautete seine Inschrift, war jener außerordentliche und unsterbliche Maler Rafael geboren (28. März 1483). Dauernd möge der Fremdling hier — ehren den Namen und Geist des Orts! usw.“ — Und nun meinten sie gar den jungen Rafael auf dem Altargemälde in einer kleinen benachbarten Kirche wiederzuerkennen — auf einem Bilde, das Rafaels Vater G i o v a n n i S a n t i

zugeschrieben wird und das später in die Sammlung des herzoglichen Palaſts aufgenommen worden zu ſein ſcheint.

Im Apenninengebirge, das ſie auf dem ſchauerlichen Felſenweg der *Turloſchlucht* durchfuhren, ward Vogel wiederum an romantiſch wilde Partien des *St. Gotthard-* oder des *Simplonpaſſes* gemahnt. Jenſeits des Apennin eröffnete ſich ihnen die fruchtgeſegnete Landſchaft *Umbrien*s. Von dort, wo in wärmerem und milderem Klima Olivenwälder gedeihen, hatte einſt auf ſeiner römischen Reiſe Goethes Freund *Herder* den erſten Olzweig nach Weimar geſchickt. (1788). — Nachdem ſie *Foligno* und *Spoleto*, *Terni*, *Narni* und *Otricoli* — lauter geweihte Stätten! — durchheilt, lag am 11. Juni zum erſten Mal die weite römische Hügellandſchaft vor ihren Blicken. Mit dem Pilgergruß, mit dem Vogel auch bei ſeiner Heimkehr ſeine Heimat grüßte, begrüßten er und ſeine Freunde die „ewige Stadt“!

Welcher Boden erſchien für einen „Geſichtsmaler“ geeigneter und willkommener als der Boden der von der Geſchichte aller Völker und Zeiten berührten Stadt, in der Vogel — wie ein Jahr ſpäter auch ſein Freund *Cornelius* — den erſten ſtarke Impuls empfand, über die Geſichtsmalerei hinauszudringen und „Geſichtsmaler“ zu werden. Mag auch das ſpärliche Ergebnis ſeines künſtleriſchen Schaffens in Rom uns ebenſo unbefriedigt laſſen wie ihn ſelbſt — den künſtleriſchen Weitblick, der ihn ſpäter auszeichnete, hat er in Rom erlangt! Als Künſtler wuchs er dort zu dem weitschauenden Mann, der *Geiſt* und *Charakter* des Künſtlers über die *Virtuoſität* des Könnens erhob: „Je mehr ich Kunſtwerke ſehe und Biographien von Künſtlern kennen lerne — lautet eine vielſagende römische Briefbemerkung Vogels — je mehr beſtätigt ſich mir die Wahrheit, daß der Maler ſich ſelbſt malt!“ (d. h. daß ſeine Perſönlichkeit in ſeinen Gemälden ſichtbar wird.)

Am 22. Juni 1810, vormittags 10 Uhr, war die kleine Künſtlerschar durch die *Porta del Popolo* in Rom eingezogen.

Die erſte Wohnung, die ſie hier bezogen, lag auf der Höhe des *Pinciohügels*, der damals noch von Gärten und römischen Landhäuſern bedeckt war. Hier ſteht noch jezt die prächtige *Villa Malta*, in deren ſieben Zimmern des erſten Stockwerks Vogel und ſeine Freunde ſich zu einem monatlichen Mietspreis von 7 *Scudi* (= 35 *Fr.*) proviſoriſch einrichteten. Es war dieſelbe Wohnung, wo ein Jahr nach Goethes Rückkehr nach Weimar (1789) die Herzoginmutter *Amalia* gewohnt hatte. Von Vogels Zimmer konnten die Künſtler auf einen Balkon hinaustreten, auf welchem ſie den unermeßlich prächtigen Ausblick auf das päpſtliche Schloß auf dem *Quirinal* und über die tieferliegende türme- und kuppelreiche Stadt bis nach dem mächtigen Bollwerk der *Engelſburg* und den vatikanischen Paläſten ſowie auf die *St. Peterſkirche* genoſſen. Durch den Landſchaftsmaler und Kunſtſchriftſteller *Heinrich Keller* lernten die Ankömmlinge im altberühmten Künſtler-Café *Greco* die römischen Künſtler, namentlich die in *Carſten*s Spuren wandelnden *Klaſſiſtiſten* *Schiſt* und *Thorwaldſen* kennen, von deren Umgang ſie ſich aber — wenigſtens in der erſten Zeit — möglichſt fern hielten. *Heinrich Keller* war in den erſten Wochen ihr Führer in Rom. Er brachte ſie zuerſt in die weitläufigen märchenhaft-prächtigen Gärten der *Villa Borgheſe*, die wie die ebenſo wegen

ihrer Kunstwerke berühmte Villa Albani von den französischen Truppen ausgeplündert worden war; dann führte er sie über Piazza Colonna und an der Pantheonkuppel vorbei zu der riesenhaften St. Peterskirche, „in der das Straßburger Münster sehr wohl Platz finden könnte“ und deren innere Raumverhältnisse ihnen wegen der ungeheuern Umbauten doch „merkwürdig klein“ erschienen.

Der Gipfelpunkt aber ihrer römischen Wanderungen waren die vatikanischen Paläste. Hier konnten sie sich nicht sattsehen an den rafaelischen Wandgemälden in den Stenzen und Loggien, sowie an Michelangelos Deckengemälden und „fürchterlich erhabenem“ Weltgerichtsbild über dem Altar der Sixtinakapelle. — Kann man an der Komposition späterer historischer Darstellungen Ludwig Bogels Einflüsse der rafaelischen Stenzengemälde deutlich erkennen, so entsprachen damals doch auch ganz besonders seinem Geschmack wie dem Geschmack seiner Freunde die Wandgemälde Fra Angelicos in der vatikanischen Kapelle des Papstes Nikolaus V. Darüber schrieb er an den Vater in einem Briefe, worin er in bemerkenswerter Weise vor Cornelius Ankunft für die deutsche Kunst eintrat: — „ich habe jetzt Rafael und alle großen alten Italiener gesehen, und doch haben unsere deutschen Altväter in der Kunst in meinen Augen keinen Gedanken von der Verehrung verloren, die ich schon in Wien für sie hatte; wenn ich wieder einmal in Deutschland bin, so will ich nicht nachlassen, bis ich einiges von jenen Männern gesammelt habe: Ich habe gestern hier die Passion von Martin Schön (M. Schongauer, geboren um 1420 in Ulm, malte in Colmar) gesehen. Wahrhaftig, beim Anblick solcher Wahrheit und Reinheit der Empfindung in der Kunst und bei so unbeschreiblich zarter Ausführung geht einem ordentlich das Herz auf und man fühlt sich von neuem Mut belebt. Auch besahen wir gestern eine Kapelle im Vatikan von Fra Fiesole (Fra Giovanni Angelico, geboren um 1387 in Fiesole bei Florenz, gestorben 1455) in Fresko ausgemalt, die aber sehr wenig bekannt und vor etwa 20 Jahren entdeckt worden ist. Es ist die Geschichte des heiligen Laurentius und Stephanus. Da muß man alle die Märtyrer-Sudelen, die man zu Hunderten in Kirchen sieht, aus dem Sinn schlagen; denn in dieser Kapelle wird man in eine ganz eigene heilige Welt versetzt; jede Figur flößt Liebe ein; und selbst die bösen Charaktere, die darin vorkommen, sind anziehend. Du wirst Dir nicht leicht einen Begriff von dem herzlichen frommen Gemüt machen können, das sich in diesen Werken ausspricht! Unsere Zeiten sind von einem solchen Geiste so weit abgekommen, daß wir uns kaum mehr einen Begriff davon machen könnten, wenn nicht die himmlisch reinen Arbeiten der Künstler jener Zeiten uns genügsame Beweise dafür wären! Aber sie beweisen uns auch, daß, solange wir als Menschen nicht suchen, ihnen an Einfachheit und stillem frommem Sinn gleichzuwerden, wir auch gewiß nichts werden aus uns hervorbringen können, das ihren Werken sich nähert! Jedesmal, wenn wir uns am Abend vornehmen, den folgenden Morgen in den Vatikan zu gehen, so freue ich mich wie auf ein Fest.“ — (Rom, 18. August 1810). — Die Nachahmung des inneren Wesens der alten Meister schien Bogel für die Regeneration der Kunst bedeutsamer als die Nachahmung ihrer äußeren Formen! Gegen die Meinung, er zeige eine löbliche Vorliebe für die verdienstvolle „Manier“ von Holbein

und andern alten deutschen Meistern, verwahrte er sich feierlich: „Viele glauben, ich wünsche Bilder zu malen in Holbeins und Dürers Manier — und ich glaube, wenn ich selbst *N a f a e l* nachahmen wollte, so sollte man mich tadeln! Mein Wunsch wäre freilich: die *N a t u r* wahr und mit einem so frommen Sinn auffassen zu können wie jene alten Meister; aber daß man ihre Art sich auszudrücken immer mit dem fatalen Namen „Manier“ (worunter ich immer Abweichung von der Wahrheit verstehe) belegt, finde ich überhaupt unrecht: jene haben gewiß wenig von Manier gewußt und sind immer ihrem *e i g e n e n* *G e f ü h l* gefolgt! Jetzt ist es aber dahin gekommen, daß sich die Künstler bei Bewunderung der Natur nicht anders äußern, als indem sie sagen: „Das ist eine Stellung wie bei Michelangelo, ein Kopf wie bei Guido Reni, eine Luft oder ein Baum wie bei Claude Lorrain oder Poussin. So auch bei Beurteilung von Kunstwerken — immer wird eine



Engelberger Trachten.

Sache nur in Vergleichung mit diesem oder jenem Meister gut gefunden, selten in Vergleichung mit der *N a t u r* oder mit dem was der Zweck der Kunst fordert!“ (Rom, 18. August 1810).

Nur drei Monate dauerte der Aufenthalt der Künstler in der Villa Malta, — dann siedelten sie in die anspruchloseren Räume eines einsamen Klosterchens über, das von seinen früheren Eigentümern, irischen Mönchen, verlassen worden war. Es war dies das Kloster des heiligen *I s i d o r o*. Seine Zellen lagen rings um einen blühenden Rosengarten und waren durch einen zierlichen Säulengang untereinander verbunden. Das Refektorium diente den nordischen Malern zugleich als Arbeits- und als Speisesaal. In den Zellen aber kauerten sie — wie Conrad Hottinger in einem Briefe verrät — an den lichtlosen Wintertagen frierend

über ihren Scaldini, den in Rom gebräuchlichen Aschenkörben, oder entwarfen ihre zeichnerischen Versuche an einem gemeinsamen ungehobelten Tische im Refektorium, der nur von einer einzigen trüben Ölflamme beleuchtet war. Hier konnten sie sich nun ganz in den Regeln des „kunstliebenden Klosterbruders“ H e i n r. W a c k e n r o d e r üben! Hier schien es ihnen auch, als müsse der Geist des seligen F r a A n g e l i c o erst wahrhaft über sie kommen!

Was für verschiedenartige Menschen lebten nun auf einmal in dem Klösterchen von San Isidoro in gemeinsamen Haushalte beisammen: F r i e d r i c h O v e r b e c k (geboren 1789 zu Lübeck), den seine tiefe Religiosität früh schon auf die religiöse Kunst hinwies und der der bestimmende Führer aller älteren und jüngeren Freunde wurde: Wie viel Mühe verwandte er darauf, den weltlicher gesinnten Vogel über die Grundwahrheiten des Christentums zu belehren, ohne es doch zu einem erklecklichen Resultat zu bringen! Sodann der fromme Historienmaler P f o r r und als dritter der Maler G i a c o m o C o l o m b o aus Brescia. — Diesen standen die „weltlicheren“ Elemente im Freundeskreise gegenüber: — L u d w i g V o g e l und J o s e f W i n t e r g e r s t, der 1813 Lehrer an der Kantonschule in Marau wurde, und der ausgelassenste von allen — C o n r a d S o t t i n g e r, der immer nur zu lustigen Streichen aufgelegt war und sich damit bald dem Kreise der ernstern Genossen entzog. Die schroffen Gegensätze, die sich in dem Klosterleben dieser Künstlerfreunde in St. Isidoro geltend machten, wurden aber bis zum Eintreffen des bedeutendsten unter den Freunden, des Malers P e t e r C o r n e l i u s, ausgehört und beschwichtigt durch die fromme Milde des von allen verehrten F r i e d r i c h O v e r b e c k. — Mit den ehemaligen frommen Bewohnern des Isidoroklösterchens, den irischen Mönchen, die durch die Truppen Napoleons vertrieben worden waren, hatten die neuen Gäste gar vielerlei gemein: — auch sie steckten in beständigen Geldnöten; aber sie hatten in Ludwig Vogel und in dessen Vater treue Helfer. Bei jedem der jungen Künstler bestellte letzterer ein Gemälde oder eine Zeichnung. Nie verließ ihn die Geduld, die Vollendung seiner Aufträge abzuwarten — wie ihm auch bei den langsamen Fortschritten des Sohnes niemals eine ungeduldige oder gar zornige Äußerung entfiel. Lange im voraus bezahlte er die bestellten Bilder. Ludwig aber, der neben seinem Künstlerberuf, gleichzeitig auch der „Bankier“ der Freunde war und die Bezahlungen des Vaters an sie übermittelte, klagte unablässig: „sein Geldbeutel sei wie das Faß der Danaiden — nämlich er sei beständig leer, auch wenn er eben frisch gefüllt worden sei!“ —

Zu dem Klösterchen, wo die in ihrer Zeit so geschätzten Madonnenbilder von Overbeck geschaffen wurden, hatte auch das schönere Geschlecht Roms und der Kolonien Zutritt. Mit welcher Anmut und mit welchem Liebreiz werden uns die römischen und zürcherischen „Madonnen“ in dem Briefwechsel Ludwig Vogels mit den Eltern geschildert! In einem Briefe aus der ersten römischen Zeit schreibt Ludwig Vogel von den R ö m e r i n n e n: „Ich erstaunte über die Schönheit der römischen Damen. Da fand ich wie in den antiken Statuen die schönen reinen großen Formen. Besonders solche Hälse sieht man bei uns nie! Alle Teile verfließen ineinander in zarten Linien; keine Falten, Ecken und Knochen zeigen sich, aber was

auffallend ist und ich nie hätte glauben können: daß die Römerinnen erst schön werden, wenn sie Frauen und einigermaßen in den Jahren sind! Kein schönes Mädchen habe ich hier noch nie gesehen, sondern meistens sind sie mager und blaß. Auch die durchsichtige bräunliche Farbe ist wunderschön mit den schwarzen Augen und Haaren. Doch alle diese Schönheit bezieht sich nur auf die *F o r m*; im Übrigen lobe ich mir unsere deutschen Frauen — wenn sie nur nicht alle wollten Franzöfinnen sein! Es ist aber allenthalben so! Geht man auf einem öffentlichen Spaziergang, so sind gerade die Leute so gekleidet und im Ganzen im Tun und Lassen wie in Wien; und in Wien wie bei uns. Alles Nationale wird in einen Brei zusammen amalgamiert — darum ist eben auch unsere Zeit nicht mehr für die Darstellung geeignet! Wie schön muß das hingegen in alten Zeiten gewesen sein, wo jede Nation stolz darauf war, ihren Nationalcharakter nicht mit etwas Fremdem zu vermischen und alles das Gepräge eines bestimmten Charakters an sich trug!“ — (August 1810).

Einige der in Rom bewunderten Frauen hat Ludwig Vogel in Skizzen festgehalten; so auch eine Welschschweizerin — eine geborene v. Tavel — die wenige Monate vor ihrem Zusammentreffen mit Vogel, Witwe geworden war und die er als „die erste schöne Seele, die ihm begegnet sei,“ den Eltern empfahl. Als sie über Zürich nach Morges zurückreiste, besuchte sie Ludwigs Eltern im „gelben Hörnli“ und konnte ihnen von dem großen Erfolge berichten, den die Anfänge des Gemäldes der „heimkehrenden Sieger vom Morgarten“ im Kreise der deutschen Kunstfreunde in Rom gehabt hatten.

In Rom traf ihn 1811 auch ein Brief seines väterlichen Freundes, des großen Volkserziehers *P e s t a l o z z i*. Dieser schrieb ihm anläßlich der allgemeinen politischen Wirren: — „Vergessen Sie die Welt, d. h. das Ungeheuerliche der Zeitgeschichte, und seien Sie Ihrem *V a t e r l a n d e* ein Maler!“ — Auf dieses Ziel war von früh an Ludwig Vogels ganzer Eifer in Rom gerichtet, aber zu wenig beherrschte er noch die technischen Vorbedingungen seiner Kunst, so daß er nur langsam und schwerfällig fortschritt. Auf Professor *Horner's* Anregung hin machte der Vater den Vorschlag: — Ludwig solle eine ausführliche „Galerie der Schweizergeschichte“ entwerfen; er aber anerbiete sich „die Küche im gelben Hörnli ganz allein zu übernehmen“ und den Sohn als „freien Künstler“ schalten zu lassen! — Dieser nahm diese Zusicherung fast mit „Bestürzung“ auf — wie er auch später sehr ungerne auf „die weiße Schürze“ des Zuckerbäckers Verzicht leistete. — *Horner's* Gedanken aber legte er vorläufig bei Seite! Zu dem *Isidoroklösterchen* schien ihm zunächst die Ausführung einer schönen altherwürdigen *L e g e n d e* weit besser zu passen; darum bat er den Vater, ihn damit zu beschenken: „Eine solche würde mir ein Schatz hier sein, denn es ist darin der Geist des Mittelalters mit Religion vereint, und also eine Welt, in die man sich nirgends so wie in Rom hineinversetzen kann, wo die Überbleibsel von so vielen Heiligen noch immer verwahrt und verehrt werden!“ Er verfiel auf einen „patriotischen“ Legendenstoff und versuchte „das Auftreten des seligen *Niklaus v. Flüe* auf der Tagsagung von *Stans*“ in einem Bild, welches später große Volkstümlichkeit gewann, darzustellen. — Schon in Wien hatte sich Ludwig Vogel aus der akademischen Enge in den freieren Wellenschlag der *N a t u r* und des Lebens

gesehnt. In Rom begann er „die Schönheit des Künstlerlebens zu genießen“; aber auch dort fühlte er eine beständige innere Unbefriedigtheit und Unruhe. Es regte sich in ihm wieder der Wandertrieb; er wollte mit seinem Freunde Pforr zusammen Neapel, den Vesuv und die glücklichen Landschaften Campaniens bis Sorrent und Paestum aufsuchen. Die mächtiggroßen Eindrücke, die er auf dieser Reise empfing, sollten ihn gegen die Enge und Einseitigkeit der klösterlichen Eingeschlossenheit bewahren und frisch erhalten bis ihn die Ankunft des rechenhaften Freundes Peter Cornelius, der sich 1811 dem Kreise von Sanct Isidoro anschloß, in seinen persönlichen, weitgesteckten künstlerischen Zielen neuerdings bestärkte.

(Schluß folgt.)

In den Tagen vor Weihnacht.

Es liegt ein seltsam Klingen in der Luft,
 Ich weiß von Kerzenglanz und Tannenduft.
 Ich schau ein Bäumchen klein, doch reich geschmückt,
 Die Mutter steht dabei, leise gebückt.
 Mein Bruderherz und ich: Wir singen Lieder,
 „Christ ist gebor'n, kam auf die Erde nieder“,
 Und eitel Freude füllt den engen Raum,
 Engelsmusik ertönt vom Lichterbaum.
 Das Lied verklang. Die Kerzlein löschten aus.
 Die Mutter starb und dunkel ward's im Haus.
 Ich irre einsam in der Welt umher,
 Ich hab kein Glück und keine Heimat mehr.
 Doch geht's der lieben Weihnachtszeit entgegen,
 Spür ich in meiner Brust ein zartes Regen.
 Es klingt ein seltsam Klingen in der Luft,
 Ich trinke Kerzenglanz und Tannenduft,
 Ich bleibe oftmals steh'n im Marktgewühl
 Und lausche, was die Seele mit mir will.
 Ich hör ein Glöckchen, silberhell und rein,
 Ich küß im Traum mein altes Mütterlein.
 Zwei dunkle Augen schau'n mich fragend an:
 „Mein Sohn. Mein Kind. Bist du auf rechter Bahn?“
 Zwei warme Augen, die voll Tränen sind,
 Lächeln mir gütighell: „Freu' dich, mein Kind!
 In diesen Tagen kommt Herr Jesus Christ,
 Der unser Heil und unser Bruder ist!“
 O gläubig Mutterwort aus ferner Zeit,
 Wie klingst du süß in meinen Tag und Streit,
 Wie machst du reich mein wunschentwöhntes Herz,
 Die Seele bebt — und ich schau himmelwärts!